

Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde = Indicateur d'antiquités suisses
Band: 1 (1869-1871)
Heft: 4-1

Artikel: Ueber den frühesten Gebrauch des Lavezsteins (Topfsteins)
Autor: Keller, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154125>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mehrere Stücke Eisenerz befanden. Ich selbst habe an dieser Stelle ein Stück Eisenerz entdeckt, das von keinem andern Orte als vom Gonzen herkommen kann. Neben demselben lagen Eisenerzschlacken, verglaste Steine, Reste von Schmelztiegeln oder Oefen und Bruchstücke von Graphit- und Specksteintöpfen, welche wahrscheinlich ebenfalls zum Schmelzen des Eisenerzes benutzt wurden. Ich besitze eine ordentliche Sammlung von solchen Geräthen.

Wenige Minuten nordwestlich von Mels, auf der linken Seite des Seezflusses, erhebt sich durch ein kleines Thal vom Gebirge getrennt ein Felsrücken, der den Namen Castels trägt und dadurch merkwürdig ist, dass aus dem Gestein, woraus er besteht, schon in römischer Zeit Mühlsteine gehauen wurden¹⁾. Auf dem untern gratartigen Absatze des Hügels finden sich, wo man immer gräbt, Knochen, Asche, Kohlen, Eisenschlacken und ungeschmolzenes Eisen, eine zahllose Menge kleiner Fragmente celtischer und römischer Geschirre, ferner Bruchstücke von Bronze- und Eisengeräthschaften u. s. w. Das hier befindliche Eisenerz wurde mithin oben am Gonzen gebrochen, auf dem gegenüber liegenden Castelsberge geschmolzen und verarbeitet.

Erwähnenswerth scheint mir das Vorkommen einer grossen Masse von Schlacken, etwa $\frac{3}{4}$ Stunden von Mels am Berg von Mädris, welche einem kleinen Bergbache entlang einen über 100 Fuss langen und etwa 12—14 Fuss hohen Hügel bilden. Laut Urkunden hiess die dortige Gegend schon vor vielen hundert Jahren „bei der Schmitten“, obwohl zur Zeit der Ausfertigung dieser Urkunden keine Schmiede mehr dort existirte. Jedenfalls ist es sicher, dass sich hier eine Eisenschmelze befand, wenn auch wirklich daneben eine Schmiede vorhanden gewesen sein sollte, denn die sehr grossen, schweren und noch stark eisenhaltigen Schlacken zeugen offenbar von der ehemaligen Existenz einer Schmelzerei, und zwar einer in sehr früher Zeit, in welcher man es noch nicht verstand, das Eisen nur annähernd vollständig aus dem Erze zu schmelzen. Sehr auffallend ist, dass gegenwärtig keine Bergwerksgänge und so zu sagen keine Eisenzüge von irgend welchem Belange am fraglichen Berge bekannt sind, mit Ausnahme der Lager auf den mehrere Stunden weit entfernten Flumser- und noch viel weiter entfernten Mürtschenalpen. Dass aber das Eisenerz von den Höhen der gegenüberstehenden Gonzenbergkette heruntergeholt, über das Thal transportirt und wieder $\frac{3}{4}$ Stunden hoch an den Berg hinaufgebracht worden sein sollte, ist fast ungläublich. Vielleicht, dass genauere Untersuchung der Erzschlacken das Räthsel lösen.

Joh. Ant. NATSCH.

¹⁾ Siehe a. a. O. Seite 68.

Ueber den frühesten Gebrauch des Lavezsteins (Topfsteins).

Im Jahre 1846 wurde in der sogenannten Weid N. W. von Pfäffikon von dem im Jahre 1858 verstorbenen Herrn Cantonsrath Näf ein Grabhügel abgedeckt, der auf der Südostseite fast zu 10 Fuss anstieg, auf der entgegengesetzten sich allmählig abflachte. Der untere Theil des Hügels war aber eine natürliche Anschwellung des

Bodens und kein künstlicher Aufwurf. Mehrere Fuss tief im eigentlichen Grabhügel kam auf einer festgestampften Schicht Erde ein verbranntes Gerippe zum Vorschein. Die Beigaben bestanden in mehreren aus freier Hand verfertigten Töpfen und einer Trinkschale aus Thon, ferner in einem Kessel und einigen Armringen von Erz, einem Schwerte und zwei Messern von Eisen und einem Topfe aus Lavezstein, der mit einem Reif von Eisen umgeben und einem Henkel von Eisen versehen war.

Die erstgenannten Gegenstände bilden den gewöhnlichen Inhalt der Grabhügel, der Laveztopf jedoch ist mir hier das erste und einzige Mal als Todtenbeigabe vorgekommen, und da ich weder gelesen noch gehört habe, dass ein solches Geräthe anderswo in einem Grabhügel gefunden worden, erlaube ich mir denselben ausführlicher zu besprechen. (S. Taf. XIX. Fig. 1.)

Gefässe zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten bot die Natur in verschiedenen Gebilden des Pflanzen- und Thierreichs, z. B. in den Schalen von Früchten, in Muscheln, in den Hörnern der Thiere. Sehr früh kam aber der Mensch auf den Gedanken, sich aus einem plastischen Stoffe des Mineralreichs, dem Thone, welcher der Sonne oder dem Feuer ausgesetzt sich erhärtet, Gefässe zu bereiten und diesen, je nach dem Gebrauche, zu dem sie bestimmt sind, die Form einer offenen Schale oder eines Bechers, oder enghalsigen Topfes zu geben. So weit die Geschichte reicht, sind die Bewohner Europa's, Asien's, Afrika's und Amerika's mit den Anfängen des Töpferhandwerks bekannt, nur wenige Länderstriche der zwei letztgenannten Continente nebst den Südseeinseln verstehen nach den Berichten der Reisenden bis jetzt die Verarbeitung des Thons noch nicht. Die Kenntniss des Formens und Härtens des Thons geht aber noch über die historische Zeit hinaus. Ob in jener Periode, als der Mensch noch mit dem Mammuth und dem Hölenbär zusammenlebte, der Thon schon benutzt wurde, ist bis jetzt noch nicht ermittelt; gewiss ist aber, dass neben Resten des Rennthiers Thongeschirre zum Tragen und Aufbewahren des Wassers gefunden wurden. Schon in den ältesten Pfahlbauten, denjenigen der Steinzeit, finden sich Thongeschirre in grösster Menge und so roh dieselben auch sind, so erkennt man doch aus der Zubereitung des Stoffes, z. B. dem Schlemmen, dem Beimengen von Steinkörnern u. s. w., bedeutende Fortschritte in dieser Arbeit.

Dass in manchen Ländern schon sehr früh der Stein zur Herstellung von Gefässen verschiedener Form und Bestimmung benutzt wurde, ist Thatsache. Indessen sind laut den Schriften der Griechen und Römer aus dem Alterthume nur zwei Gegenden bekannt, in denen die Verfertigung von Steingeschirren fabrikmässig und in solcher Ausdehnung betrieben wurde, dass mit den Producten dieser Werkstätten ganze Länder versehen werden konnten. Es sind diess, erstens, die Insel Siphnos im Aegäischen Meer, eine der Cycladen, jetzt Sifno oder Sifanto genannt, und, zweitens, einige Thäler auf der Südseite der Alpen. Der Stein, welcher an diesen beiden Orten vorkommt, eine Art Talkschiefer, hat nämlich die merkwürdigen Eigenschaften, dass er, ohne porös zu sein, sehr weich ist und sich ohne Mühe bearbeiten lässt, ferner dass er, über das Feuer gesetzt, nicht springt und als Kochgeschirr am Herde den ehernen Kessel vollkommen ersetzt.

Die erste Nachricht betreffend die Benutzung des Siphnischen Steines findet sich in der Geschichte der Steine von Theophrast (Cap. LXXIV). „Es gibt viele Steine,“ sagt er, „die sich auf jede Weise bearbeiten lassen. Es gibt z. B. einen

Stein auf Siphnos, der in Knollen und rundlichen Massen drei Stadien vom Meer ausgegraben wird. Dieser Stein kann seiner Weichheit wegen geschnitzt, ausgehöhlt und gedreht werden. Wenn er dann dem Feuer ausgesetzt und mit Oel benetzt wird, erhärtet er sich und nimmt eine schwarze Farbe an.“ Plinius, in seiner Naturgeschichte der Steine, Buch 36, fasst die ganze Kunde der Alten betreffend diesen Stein in folgenden Worten zusammen: „Auf Siphnos findet sich ein Stein, der zu Gefässen, welche entweder zum Kochen der Speisen oder als Essgeschirr dienen, ausgehöhlt und gedrechselt wird.“

Der zweite Ort, wo der Talkschiefer oder Topfstein, *lapis ollaris*, verarbeitet wurde und noch wird, ist der Südabhang der Schweizeralpen, namentlich die Thäler nördlich von Como. Hier liegen die Steinlager und die Werkstätten, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in weitem Umfange die Länder diess- und jenseits der Alpen mit Kochtöpfen und Bratschüsseln versahen und deren Ruf sich bis ins spätere Mittelalter erhielt, bis zu der Zeit, wo theils durch grössern Zufluss des Kupfers und dessen Verarbeitung zu Pfannen, theils durch Anfertigung von verzinnem Eisenblech, das den Alten völlig unbekannt war, die Topfsteinwaare vom Markte verdrängt wurde.

Die Nachricht von den alten Werkstätten bei Como verdanken wir ebenfalls Plinius, der in der eben angeführten Stelle der Angabe über den Siphnischen Stein hinzufügt, dasselbe, was er von diesem erzählt habe, gelte auch von dem grünen Stein von Como.

Die Steinbrüche, welche gegenwärtig noch den Topfstein liefern und in deren Nähe er auch verarbeitet wird, sind eine oder zwei Tagereisen von Como, das nur als Stapelplatz dieser Waare zu betrachten ist, entfernt und liegen theils in der Umgebung von Chiavenna zu Prosto, bei dem verschütteten Flecken Plurs, theils in einem Seitenthale des Veltlin, Malencothal geheissen, welches in das vergletscherte Gebirg des Ober-Engadins hinaufsteigt und sich bei Sondrio in die Valtellina öffnet.

Ich werde gleich wieder auf dieses Thal zurückkommen. Ein anderer Punkt in den Alpen, wo seit unvordenklicher Zeit der Topfstein ausgebeutet und zu Gefässen verarbeitet wird, ist der oberste Theil des Maggiathales im Canton Tessin, der den Namen Lavizzarathal trägt. Die Benennung dieses Thales ist nicht ohne Interesse. Der Topfstein, der in römischer Zeit unter dem Namen *lapis ollaris* (*olla* = Topf) oder *Lapis Comensis* bekannt ist, trägt schon im frühen Mittelalter, wie jetzt noch, den Namen Lavezstein, ohne allen Zweifel von dem lateinischen und gleichlautenden griechischen, schon bei Homer vorkommenden Ausdruck *lebes*, *-etis*, *λέβης*, von dem im Mittelalter der für diese Waare gebräuchliche Ausdruck *lebetum*, *lebetia*, *labetium* — von der letztern Form muss zunächst das Wort Lavez abgeleitet werden — entstand. Die Benennung des metallenen Kochkessels, *lebes*, wurde mithin auf die so weit verbreiteten Kochkessel aus Stein übertragen, dann auf die Steinart, woraus diese verfertigt wurden, und zuletzt noch auf das Thal Lavizzara, worin die Steinbrüche liegen. Noch jetzt heisst auf italienisch ein steinerner Topf *laveggio*.

Ein dritter Ort, wo schon in frühester Zeit ein mit Granaten stark vermengter grüner Chloritschiefer, der seiner Natur nach mit dem Topfstein nahe verwandt ist, verarbeitet wurde, ist das savoysche Alpenthal Pignerol. Aus dem Gestein dieses Thales verfertigte man schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung am

Drehstuhle Schalen und Töpfe und meisselte, was höchst auffallend ist, daraus auch Mühlsteine. Diese Waare verbreitete sich über die Thäler von Savoyen und Piemont und wurde massenweise über die Alpen — ein neues Zeugniß für den frühern Tauschverkehr zwischen den Thälern diess- und jenseits der Alpen — in das Rhonethal und an die Ufer des Genfer-, Neuenburger- und Bielersee's gebracht, wo sie in Gräbern und römischen Ansiedelungen häufig angetroffen wird. Ganz wunderbarlich ist, dass Mühlsteine aus diesem Chloritschiefer sogar auf die Märkte unserer Gegend gelangten. Wir besitzen ein Bruchstück eines solchen, das zu Windisch ausgegraben wurde.

Auf die Fabrikate des genannten Thales bezieht sich die Angabe bei Du Cange, dass laut der Stat. Astæ pro Intrat. portar. die Laveziae (vom Worte Lavezia der Kochtopf) de petra solvant pro qualibet somata libras quinque.

Ein vierter Ort ist das vier Stunden lange, von der Lonza durchflossene Lötschenthal im Canton Wallis, das sich von den vergletscherten Höhen zwischen dem Berner Oberland und Wallis nach der Rhone hinabzieht und beim Dorfe Gampel in das Hauptthal ausmündet. In diesem Thale wurde schon in alter Zeit Topfstein gebrochen und verarbeitet, und es ist wol diesem Umstande zuzuschreiben, dass schon in frühester Zeit die Bewohner dieses Thales, wie aus den Gräberfunden hervorgeht, einer höhern Cultur sich erfreuten. Thioly, Anzeiger für schweiz. Gesch.- und Alterthumsk. 1868, p. 105, macht über die hier entdeckten Gräberbeigaben folgende Bemerkung: „Les sépultures de la Lœtschen sont la preuve de la perfection que les Helvètes donnaient à leurs produits manufacturés et montrent en même temps qu'à une certaine époque relativement assez ancienne les hautes vallées des Alpes étaient déjà habitées par des populations assez considérables, pour que le luxe ait pu pénétrer jusque dans les solitudes de ces profondes vallées.“

Der erste Schriftsteller, welcher in neuerer Zeit der Laveztöpfe des Veltlins ausführlich erwähnt, ist der berühmte italienische Gelehrte Cäsar Scaliger, geb. 1484, welcher in seinem 1557 gedruckten Werke Exercitationes in Hieronymum Cardanum de Subtilitate über den Nutzen des Comersteins (Comensis lapidis utilitas) Folgendes mittheilt:

„Aus dem Stein von Como macht man Kochtöpfe. Diese sind so dünn, dass man sie fast für dehnbar halten könnte. Einem Stück Stein, wie es aus der Grube kommt, gibt man ausserhalb die Form eines Topfes. Dann wird dasselbe so geschickt ausgehöhlt, dass die innere Masse als ein Ganzes herauskommt. Von dieser Masse wird ein zweites Stück gemacht, davon ein drittes und ein viertes und es wird so lange fortgefahren, bis der Umfang der Schale zu klein wird. Auf dem Markte kann man mehrere Schalen so in einander gestellt sehen, als ob es Eine Masse wäre. Auch nietet man mit Erz und kittet man Böden von andern Steinscheiben mit grosser Kunstfertigkeit an und schützt dieselben mit ehernen und eisernen Ringen gegen Stoss und Riss.“

Franciscus Niger spricht sich in seinem 1547 erschienenen Gedichte De Rhætorum situ et moribus in folgender Weise über die Laveztöpfe aus: „Der Mairafloss stürzt auf felsigem Bett schäumend in die Tiefe hinab, wo Plurs liegt. Dort sah ich mit welch' bewundernswerther Kunst ein Gestein durch Drehseln und Aushöhlen zu Töpfen

verarbeitet wird, welche zu mannigfachen Zwecken der Hauswirthschaft, besonders aber zum Kochen von Speisen dienlich sind.“

Genauer beschreibt die drei Fundorte des Lavezsteins im Valtellin und die Gruben von Plurs der Chronist Guler, der in seiner Rætia, Buch XII, Folgendes mittheilt:

Seite 181 b. „In Malenco, Sondriothal, ist auch Steinwerk, daraus man allerlei Lawetzen, das ist Steinen zu dem Kochen dreyet, und nicht allein das Veltlin, sondern auch andere Land damit versihet.“

Seite 188 b. „Ob dem Bad Masino am Fusse des Berges, den man den Goldberg heisst, hat es ein Bergwerk, daraus man Laweggi, das ist, Steine, darinnen man kochet, dräyen mag. Und dieweil dieser Berg zwüschen dem Badthal und dem Pluserthal innen steht, achtet man diss allhie sei kein andere Gattung Steinwerks, dann wie sie zu Plurs gearbeitet wird.“

Seite 196. „Neben Plurs auf seiner linken seiten in dem Gebürg ligt das alte und vast von Christi Geburt her gebaute Bergwerk der Steinen, so zu allerlei Hausbrauch tüchtig gemacht werden. Der Berg ist durch Länge der Zeit und durch unablässigen Bau mächtig ausgehauen worden, also dass die Bergleute sich fern hinein und tief hinunter, durch gemachte Staffel, nicht ohne Gefahr, lassen müssen, wann sie ihre Arbeit verrichten wollen: sie ledigen mit ihren eisernen Instrumenten inwendig von dem Berg, der ein mild Steinwerk hat, unterschiedliche ganze Stück gewässer Grösse, die sie folgends heraus in die Werkstätten, die unten am Wasser stehen, fertigen: daselbst formieren sie daraus was ihnen beliebt durch eine besondere Dreherkunst, die von dem Wasser getrieben und von dem Dreher durch Darhaltung hauender Werkzeugs vollführt wird. Ihre meiste Arbeit ist den Stein rund und hohl zu machen, wie einen Kessel, da je der äusserst den grössten, der innerst den kleinsten abgibt: sie werden fein dünn gemacht, und einer nach dem andern abgedrehet, als wann eine halbe Zwiebel von dem einen Umlauf zum andern sich abschält. Es werden solche ausgedrehte hohle Steingeschirre, von ihnen Lawetzi genannt, zu viel Sachen gebraucht. Was man in die Kuchen und zum Feuer widmen will, das lässt man oben herum mit eisernen Reifen und daran gemachten Hienen versorgen, damit man's über das Feuer setzen könne. Etliche halten von diesen Lawetzen, sie dulden keinerlei Gift in der Kost, so man in ihnen kochet, sondern werfen solches im Sieden alles von sich. Und dieweil man ihnen eine solche Eigenschaft zumisst, werden sie nicht allein in der Grafschaft Cläven, sondern auch im nächst gelegenen Itallerland, dahin man jährlich eine grosse Menge verführet, lieb und werth gehalten. Das Geld, so darab gelöst wird, verlaufft sich jährlich ob sechzig tausend Kronen. Also wol kann Gott dieser Arbeiter eine grosse Anzahl mit eiteln Steinen erhalten.“

Nach dieser Abschweifung wieder auf die Topfsteinindustrie, wie sie sich in dem Laveztopfe zu Pfäffikon offenbart, zurückkehrend, will ich versuchen, das Alter desselben, wenn nicht nach Jahrhunderten, doch nach Culturepochen zu bestimmen.

In den Pfahlbauten der Steinzeit, z. B. denjenigen von Wangen, Münchenbuchsee etc., deren Bewohner mit der Bevölkerung diess- und jenseits der Alpen und ebenso jenseits des Jura's in Tauschverkehr standen, wie das Getreide, der Nephrit, der Feuerstein, der Asphalt etc. beweisen, findet sich nicht die geringste Spur von Geräthen aus Topfstein, ebensowenig in den Pfahlbauten der Bronzezeit, wie mir die Unter-

suchung der im Hause des Herrn Oberst Schwab, des Herrn Dr. Clément, des Herrn Ullersberger in Ueberlingen und in unserm Sammlungslokale liegenden Haufen von Scherben aus Pfahlbauten der genannten Periode beweisen. Es lässt sich in der That auch nicht denken, dass mittelst Stein oder Bronze der Topfstein hätte bearbeitet werden können, einerseits wegen des Mangels tauglicher Geräthe, andererseits wegen der Weichheit des Metalles, und es darf mit Bestimmtheit angenommen werden, dass das Bearbeiten, wenigstens das Drechseln des Lavezsteins nicht vor der Verbreitung des Eisens im Alpengebirge stattfand.

Das Merkwürdigste an dem Topfe von Pfäffikon ist nun der Umstand, dass er nicht ausgedreht, sondern mittelst eiserner Meissel ausgehöhlt worden, mithin älter ist, als die Erfindung der oben beschriebenen, jedenfalls sehr alten Vorrichtung den Stein durch Drechseln zu bearbeiten, älter ferner als das Lavegeschirr, das in grösster Menge in der Form von flachen Schüsseln, von becherförmigen Töpfen verschiedener Grösse in römischer Zeit zum Vorschein kommt. Nach dem eben Gesagten fällt die Benutzung des Lavezsteins zu Töpfen noch in die gallo-helvetische Periode oder in die sogenannte frühere Eisenzeit, welche die letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung umfasst.

Schliesslich bemerke ich noch, dass Töpfe aus Lavezstein von der Form und Grösse wie das vorliegende, ganz auf dieselbe Weise mit einem eisernen Reif und beweglichen Tragbogen versehen, heute noch zu Como und in den verschiedenen Ortschaften des Veltlins zu kaufen sind, und dass diese Geschirre zu den wenigen Geräthschaften in der Oeconomie des Menschen gehören, die so viele Jahrhunderte hindurch sich in völlig unveränderter Gestalt erhalten haben.

Dr. F. KELLER.

81.

Gorgoneion vom grossen St. Bernhard.

(Aus der Sammlung des Herrn F. Thioly in Genf.)

Vor Kurzem ist auf dem St. Bernhard, in der Nähe des Tempels, welcher auf der Höhe desselben dem Jupiter Poeninus geweiht war, ein kleines nahezu kreisrundes Relief von 0,08 Meter Höhe und 0,07 Meter Dicke gefunden worden. Es ist aus carrarischem Marmor gearbeitet und stellt einen weiblichen Kopf von breiten vollen Formen en face, ohne Andeutung des Halses, dar. Das Haar desselben ist über der Stirn in der Mitte gescheitelt und fällt zu beiden Seiten bis über die Ohren, dieselben bedeckend, herab. Eine perlenartige Schnur umgibt den untern Theil des Gesichts, dem Contur von Kinn und Backen in unmittelbarem Anschluss folgend und zu beiden Seiten in die herabhängenden Enden des Haars sich verlierend. Der Rand des Reliefs ist oben beschädigt, sonst unversehrt; die Rückseite ist nicht völlig glatt, sondern in gerader Fläche mit einem zackigen Meissel grieslich bearbeitet. Eine Spur der ursprünglichen Benutzung oder Befestigung hat sich nicht erhalten. (S. Taf. XIX. Fig. 2.)

Der Arbeit des Reliefs lässt sich ein gewisses Geschick nicht absprechen: es ist römische Dutzendarbeit, die selbst in unscheinlichen Stücken noch irgend einen

